

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

## Todeswanderer.

Von Knud Rasmussen.  
Deutsch von Julia Koppel.

Als der erste Tagesstimmer sich am Himmel zeigt, machen wir Halt und schlagen unser Lager auf. Das Tageslicht ist noch so schwach daß es uns nicht den weiten Bereich gewährt, den wir zur Rast nötig haben, und die wenigen Dämmerstunden sind zu kurz für eine Tagesreise; darum wählen wir in dieser Zeit die Nacht zur Fahrt, wenn der Mond hoch am Himmel steht und über dem Eis und die Hindernisse die wir vermeiden müssen, leuchtet.

Wir sind die ganze Nacht gefahren und ihre Einförmigkeit hat uns schläfrig gemacht. Wir haben so lange auf unseren Schlitten gefahren, daß unsere Glieder wie Blei geworden sind, und darum ist etwas Unwirkliches in der lärmenden Munterkeit, mit der wir einander zu wecken versuchen.

Gewaltige Schneebänke werden aus den festgefrorenen Schneewehen geschnitten und bald erheben sich hohe Schuttmauern aus dem Eis. Wir haben keine Zeit, Schneebänke zu bauen, bei dem schönen Reiselwetter müssen wir uns mit einem kurzen Schlaf begnügen.

Kleine behaarte Herdstellen werden gebaut, Moos und Torf mit Tran überausen und bald leuchten rauchende Pfadeln über dem gefälligen Lager. Wir bereiten unsere Mahlzeit in einem Meer von Licht, das den armligen Tag um uns her zu einem dunklen Schlund macht. Die Schlitten werden abgelandet und vors Feuer geschoben, langhaarige Rentierhäute darüber gebreitet und, bequem auf die warmen Häute hingestreckt, genießen wir die Wärme, die uns ins Gesicht strömt und langsam durch unsere Glieder fließt. Ah, dieses herrliche Aufkommen von der Mählgang und dem Schlaf ist Lohn für die lange, anstrengende Reise! Wie eine mächtige Feuersbrunst werden die Pfadeln ihren Schein zu den Sternen hinauf, die im Tagesstimmer erlöschen, während wir auf unseren Schlitten liegen und mit halbgeschlossenen Augen auf den ersten warmen Tran warten, der uns aus unserer Schläfrigkeit befreit und unsere Jungen löst.

Da hören wir plötzlich ein lautes Gebell von einem der Eskimotunde und im selben Augenblick sind unsere Hunderte Hunde auf den Beinen und klaffen außer sich vor Erregung. Die großen Eschellen rings umher schleudern das Echo des Gebells durch die brüllende Stille, wo der gewaltige Ober von Fellen zu Fellen eilt und zu einem Chaos von Lauten wird. Wir bringen auf, ergreifen unsere Pöhlen und stürzen auf das Eis hinaus, mit dem Ruf: „Pöri Pöri!“

Von dem starken Licht der Feuer geblendet, spähen wir übers Eis, jedoch ohne etwas zu entdecken. Das Geräusch der Hunde hört nicht auf. Vor Aufregung stuttern, schnuppern sie in den Wind, den Schwanz zwischen den Beinen, und ihre ganze Art gibt uns zu verstehen, daß sie von etwas Ungewöhnlichem Fährte haben, etwas, was sie nicht kennen; denn in ihrem Bellen ist eine Angst, eine fast unheimliche Bissigkeit, die unheimlich auf uns wirkt.

Wir starren durch die Dunkelheit, ohne etwas zu sehen, und fühlen uns alle von der mächtigen Stimmung ergriffen, die über dem Ungewöhnlichen ist, das uns bedroht. Denn darüber sind wir uns klar, daß Hunde bei der Fährte eines Bären nicht so bellen. Alle sind wohlbedrängte Bärenhunde, die sich von der Dunkelheit nicht irreführen lassen und bei der Witterung ihres Leidens unabweisbar ihrer Kampffreude und ihrem herausfordernden Mut Luft machen würden.

Wir stehen zweifelnd, was wir tun sollen, bis einer von uns auf den Gedanken kommt, die Stränge des äußersten Hundes durchzuschneiden. Kaum fühlt er sich frei, als er prüfend durch die Luft schnuppert, und dann, die Schnauze ganz unten auf dem Eis, mit solcher Schärfe, daß wir ihm in dem schwachen Licht kaum zu folgen vermögen. Wir unteruchen die Richtung und entdecken plötzlich alle auf einmal auf unserem großen Stauern zwei mächtige schwarze Angeheuer, das eine fast doppelt so groß wie das andere, die ganz langsam auf uns anstrotzen kommen. Hin und wieder richtet sich das größte halb auf dem Eis auf, so daß es wie eine Klippe in die Höhe ragt, und wir hören, wie es merkwürdige Laute, tiefes Gurgeln und peitschende Hüstentöne ausstößt. Der Hund hält sich in gebührender Entfernung, aus vollem Halle bellend.

Es fällt mir schwer, das grenzenlose Staunen zu beschreiben, das uns alleamt ergriff. Was war es für ein Tier? Standen wir einem der Fabelwesen gegenüber, von denen die Eschmologen ja voll sind, oder —? Denn es war uns unendlich die Umrisse des Tieres in der Dunkelheit zu unterstreichen, das einsam, das wir deutlich sehen konnten, waren die Augen die rund waren und wie Feuer leuchteten, und wenn es sich aufrichtete, wurde der ganze Körper von dem merkwürdigen Kopf beherrscht. Dieses schwarze Angeheuer war Abenteuer, Märchen und Fabelwesen!

Während wir wie festnagelt auf der Stelle standen, sprachlos, nach Luft schnappend, schollen uns die merkwürdigsten Gedanken durch den Kopf! Das einzige schwarze Wild das wir hier oben hatten, war ja der Wolduoch; so aber würde er nie vorwärtsstrecken, und was sollte er überhaupt hier draußen in der Weite suchen, in dieser Einsamkeit. Die Tiere waren ungefähr 300 Meter von uns entfernt, aber es war uns unendlich zu schrecken, da wir in der Dunkelheit nicht ordentlich sehen konnten. Darum schalteten wir ein Gelepp los, und es war ein merkwürdiger Anblick, als die vielen Hunde in wildem Lauf davonstoben, und dann plötzlich ein kleines Stück vor den merkwürdigen Tieren Halt machten, aufgeregt und gleichzeitlich schredensfüllig kläffend. Sie bildeten einen Kreis um die Tiere, wie sie es bei Haren zu tun pflegen, während wir so schnell wie wir nur konnten herbeieilten, um das Rätsel zu lösen. In dem Augenblick, als wir die Hunde erreichten, richtete das größte Tier sich auf, indem es mit zwei merkwürdigen fleckenförmigen Vorderbeinen um sich schlug und den runden Kopf, aus dem ein paar gewaltige weiße Stoßzähne durch die Dunkelheit leuchteten, wild nach hinten warf.

Da riefen wir einen lauten Ruf der Verwunderung aus denn im selben Augenblick erkannten wir ein beliebtes Wild von den offenen Gewässern des Sommers, es war ein gewaltiges Walrossweibchen mit seinem einjährigen Jungen!

Wahrheitlich war es vor mehreren Tagen weit draußen auf dem Meer aus dem warmen Wasser gestochen, um sich auf dem Eis auszuruhen, als aber das Meer während seines Schalles zugefroren war und es beim Erwachen nur das frische, reißende Eis um sich her gelehen hatte, war es auf dem Weg zur Tiefe gefahren und hatte statt die Richtung zum Meer den Weg zum Land eingeschlagen, wo das Eis dicker und dicker wurde und das schwere Packeis der Mutter und ihrem Jungen den Weg versperrte.

Und hier lag sie nun, verkommen und verhungert mit abgenutzten Flossen und zerfetztem Bug, bereit, die

Junge bis zum Äußersten zu verteidigen. Mit jedem Ausfall, den sie gegen uns machte, wienen ihre Kräfte, die einst unermesslich und unbewänglich gewesen waren, auszubeben; aber stets begann sie wieder kampfbereit, während das erschöpfte Junge kaum noch die Kräfte hatte, sich zu der Mutter zu schließen, um sich hinter ihrem muskelgewandten Rücken zu decken.

Da feuerten wir, und zwei große leblose Körper taumelten aufs Eis, das in weitem Umkreis von ihrem runden Blut rot gefärbt wurde. Die beiden Todeswanderer hatten Ruhe gefunden.

Sie hatten sich buchstäblich auf tagelanger Wanderung durch das harte scharfe Eis aufgetrieben. Trotz der dicken Haut waren Bug und Flossen blutig, und ihren Speck hatten sie ganz verbraucht.

Wir Jäger aber freuten uns über den Reichtum an Futter für unsere vielen Hunde, der so plötzlich in der Dunkelheit zu uns gekommen war. Während der Jagd war der kurze Tag bereits in Nacht übergegangen, und bei den kalten Strahlen des Mondes kältepoten wir unseren Bleichvorrat zur Lager, wo das flammende Herdfeuer und ein kalteses Mahl uns erwarteten.

Um uns her aber leuchtete die große, weiße Polarnacht.

## Im Zauberhain der Circe.

Von Walter v. Rummel.

Der Ruhm der großen Zauberin Circe, der Enkelin des Okeanos, hat sich durch die Jahrhunderte frisch gehalten. Und von ihr, der „alttestamentarischen Erbsere“, wie sie ein populärer kaiserlicher Kassenredner des 18. Jahrhunderts gemannt hat, von ihr, die des Odysseus Gefährten in Schweine verwandelt, mehr aber noch von ihrem Zauberhain, in dem sie den Odysseus selbst so lange Zeit in Liebe bei sich behalt, soll hier die Rede sein. Die letztere Sage hat diesen Hain nach dem zwölften Oria und Keapel befindlichen Vorgabirge verlegt, das, ganz wie die Mär es will, auch früher und in prähistorischer Zeit ein Felsenland gewesen sein mag. Denn bis zum Fuß des Monte Circeo erstreckten sich noch heute die kontinentalen Sümpfe sowie allerhand anderes feuchtes Gelände.

Auf denn nach der Insel der bekehrten, schön gelochten Göttin. Vom Rom südwärts. Der letzte Teil der Fahrt könnte abbrechen. All die Hütten und kleinen Häuser, die man zu Gesicht bekommt, haben ihre Fenster mit schwarzen Holzgittern dicht verschlossen. Schon gegen die Stiefsiegen, deren Biss die Malaria überträgt, Terracina, bei dem wir das Meer erreichen, ist besser. Das malerisch gelegene Nett hat einige antike und mittelalterliche Erinnerungen. Weniger schön ist mein Hotel. Der verlangte Tee wird verweigert: „Das ist das Landes nicht der Brauch.“ Dann Kaffee, caffè latte. „Wird schwer zu beschaffen sein!“ Dafür weißt mit der Wirtin mit erheblichem Stolz einen verdienstvollen Ort, beteuert händig, daß er auf das meiste eingetriggt sei. Aber auch er hatte keine Schwiegertochter, da dort händig der Installateur oder der Maurer sich zu schaffen machen.

Ein Wagen bringt mich am nächsten Morgen nach San Felice, das sich an den Südhang des Monte Circeo anlehnt. Hier steht vor dem Dorf und wohl zur Erinnerung an des Odysseus unglückliche Gefährten ein brauner Schweinehof neben dem anderen, jeder ganz genau in der Form der niederen Reihenhütten erbaut, wie sie auch die Hirten und Kolonisten der Maccia, des Buchlandes, sich für ihre persönliche Unterkunft errichten, ein kleines Dörfchen für sich, aber eben nur von Schweinen bewohnt. Die guten Leute des Bergnettes San Felice wissen auch sonst wunders viel zu sagen von der heute noch nicht erlöschenden Zauberkraft der Circe. Sie wirkt tatsächlich noch heute. Der Führer, den ich hier nahm, gleich Odysseus, dem Wanderer, ebenfalls ursprünglich ein Orislander, erzählt dies kühnlich am eigenen Leib. Dieser brave und erstrebliche Mann, ausgedienter italienischer Unteroffizier, verweilt in San Felice, diesem schönen Ort des Glücks, aufrieben und behörden keine kleine Militärdemission, erweist sich nebenbei allen zum Zufallswohl hergewandten Fremden gern nach besten Kräften gefällig. Aber gegen den Panzstrahl Circes ist auch der Gute nicht gefeit. Er wird von dem argen Weib der Göttin getroffen, während er hoch über dem in Wäldchen Bläue strahlenden Meer auf schmalen, schwindigen Felsenpfad vor mit herkretet, wankt und schwankt, strauchelt, stürzt rückwärts zu Boden, erzielelerweise nicht in die Tiefe, sondern an eine Felsplatte hin. Da liegt er nun tot und leblos. Tot? Ich meine mich über ihn, lausche auf Atem und Herzhöhen, warne eine Weile, wie nun das Rauberunfild der bösen Circe seinen Fortzuga nehmen werde, harre auf die weiteren Entwicklungsläden der Metemorphose in das ruppige Borkentier. Da aber nichts mehr geschieht, lorch' ich der Leiche einen Grabstein:

Alle will ich dir nennen, die furchtbaren Ränke der Circe.  
Weinmus mengt sie dir und mischt in die Speise  
den Zauber.

Dann gehe ich weiter, der besten Hoffnung voll, daß mein trefflicher Guda bis zum Abend keinen nicht unerheblichen Rauch ausgebläht und seinen Heimweg gefunden haben wird.

Hüpfend, wie ich nun war, habe ich sicherlich nicht alle verschwiegenen Blöße, an denen Insektgöttin Circe und der immer zu Abenteuer geneigte Odysseus in Liebe lustwandelt haben, nicht alle Stätten gefunden, die später der Sohn der beiden, Telegonos, sich für seine kindlichen Spiele gewöhnt haben mag. Auch ist es wider den Willen noch die Peterskirche, die man an klaren Tagen von der Höhe des Berges aus erblickt. Aber sonst ward es ein guter Refektor. Der letzte Nebel, der über die See hertrieb, gab dem Nebelau gegen den goldenen Fels schlagenden Meer einen unendlich weichen Schimmer, wie ich ihn auch in südlichen Ländern nicht leicht irgendwo gesehen habe. In der Ferne gogen drei Segel dahin, kaum mehr sichtbar, kleine, windverwehte Rosenblätter. Vom Osten her strahlten die latten, goldbraunen Farben des Jhs über Terracina hell aufsteigenden Monte delle Rote herüber. Alles aber auf Circes Hügel und einsamer Zauberinsel blühte und duftete es berauschend, rings fanden Porbeer und Thyia, hoher Manthus, blauer Rosmarin und Salsel, waute eine See von weichen Moriben, kammten Feuerrot die Felsen auf. Die in der warmen Sonne silber leuchtenden Zalkowenauern, aus möchtigen Quadern geformt von Efeu und Buch überwuchert, sind wohl die Reste dieses strahlenden Palastes, o große Zauberin Circe. Liegt er heute auch in Schutt, sind keine grünen Bäume und Wälder entlaufen, Diener und Götze in die Winde verstreut, läßt es sich auch noch in der Wildnis und in den Trümmern, überaus herrlich in deinem Zauberhain, Göttin Circe! . . .

## Tarock.

Von Rudolf Vohar.

Seit ungefähr 40 Jahren spiele ich Tarock. Meine Partner behaupten, daß ich es immer noch nicht spielen könne. In welcher Stadt ich immer lebe, ob in Wien, in Paris oder in Berlin die Tarockpartie zählte überall zu den höchsten Einrichtungen meines sonntäglichen Lebens. Aber so gute Freunde meine Partner immer waren, beschloß ich mich alle. Nun gehört ein Teil dieses Schimpfens zu den unvermeidlichen Eigenschaften des Tarockspiels. Man kann vielleicht vollendet klarer spielen, aber man kann nicht Tarock so spielen, daß man nicht einmal den Jörn seines Partners erwidern würde. Schließlich kommt es ja beim Tarock, wie bei jedem anderen Spiel, das mit verdeckten Blättern gespielt wird, auf ein Ersetzen, ein Kombinieren, ein Mutmaßen an, welche Karten Partner und Gegner in Händen haben, und im Kombinieren liegt der ganze Reiz des Spiels. Mit Gottwäter, der allwissend ist, Tarock spielen, wäre wie ein altes jüdisches Geistespiel erzählt, gewiß kein Genus.

Daß ich beim Tarockspielen oft zerstreut bin, gebe ich zu; und zwar zerstreut, weil mich die bunten Blätter wert vor dem Kartentisch in dunkle, verheilerte Fernen loden. Das Tarockspiel ist nämlich im Grunde genommen eine höchst geheimnisvolle und mystische Angelegenheit. Die Mystikern behaupten, daß in ägyptischen Tempeln das Tarock nicht unbekannt war, und die Ägypter selbst sollen es von den Priestern des untergegangenen Erdteils Atlantis übernommen haben. In allem Ernst wird berichtet, daß die Tafelrunde des König Artus in engen Beziehungen zum Tarock gestanden hat. Es scheint ziemlich fest zu stehen, daß das Wort Tarock von den altägyptischen Wörtern Tarut (die Bekraute) und Tariff (ich verlange die Antwort) abstammt. Das Tarock oder Tarod war also ein Orakel, eine fabelhafte Patience. Die tiefsten Geheimnisse der Menschheit und der Welt sind in den großen und kleinen Artanen verborgen. Die großen Artanen (Geheimnisse) sind die 22 Zifferarten, und die kleinen Artanen sind die 56 Karten der vier Farben. Das Tarockspiel lehrt daselbe was die Kabbala den Eingeweihten verkündet, daß alles in einem und eines in allem ist. In einem längst erschienenen Buchlein über das Tarock von Ernst Ruckbach (Leis-Vergag, Leipzig) sagt der Verfasser: „Für den Kabbalisten ist ein bebräuteter Buchstabe — eine Tarockkarte — ein ganzes Universum mit all seinen komplizierten Beziehungen im Kleinen, und das Universum bedeutet mit all seinen ineinander verketteten Lebensabstufungen ein fabelhaftes Alphabet.“

Der Kabbalist kennt drei Ebenen des Daseins, die er auch drei Welten nennt. Das sind Welt, Universum und der Mensch. Wie der Mensch durch Gott seinen Weg ins Universum findet, ist der Sinn des Tarock und des Tarockspiels. Leider sind die Okkultisten keine Tarockspieler, und darum ist auch allen der Zusammenhang zwischen dem Spiel und der alten Bedeutung der Karten unklar geblieben. Diesen Zusammenhang möchte ich nun erklären.

Die einzelnen Tarockarten waren ursprünglich mit hebräischen Buchstaben bezeichnet. Die erste Karte Nr. 1 trug den Buchstaben Aleph. Das ist der Mensch. Wenn man sich den hebräischen Buchstaben vor Augen hält, dann sieht man, daß ein Arm des Buchstaben nach oben, ein Arm nach unten zeigt. So wurde aus diesem Buchstaben die Figur des tanzenden Gauflers, der Bagat. Aber nach der berühmten Imaragaden Tafel des Hermes Trismegistos bedeutet diese Haltung eine tiefe Weisheitslehre, die in die Worte gefaßt werden könnte: Wie oben, so unten. Die 20. Tarockkarte heißt: das jüngste Gericht, die 21. ist nummeriert und heißt der Narr. Die 22. bedeutet die Welt, den Matrosofimus. Nun hat sich im Laufe der Zeit eine Verschiebung in der Bedeutung ergeben: der Skis, also der Narr des alten Tarock, wurde zur 22. Karte und die 21. (der Mond) übernahm die Bedeutung von 20 und 22. Der Narr geht auf den alten Bildern auf einen Aharund zu und ein Rater folgt seinen Schritten. Der Narr ist das Sinnbild des Leichtsinns, der Soziallosigkeit, der Torheit, die in allen Menschen steckt. Alle Karten von 1 bis 20 haben ihre symbolische Bedeutung und verkörpern die Mafschritten des menschlichen Unglücks und Glücks, der Größe der Macht, des Verbrechens und der Gefahr. Durch diese Höhen und Tiefen hindurch führt nun der Mensch, also der Bagat, seinen Weg zu Gott, Schwach, wie er ist, wird er von allen Symbolen „gestochen“. In trotzdem dem Sieger über alle Gefahren zu machen, ist die Aufgabe des Kundigen. Das rein Menschliche ist der letzte Trümpf. Die letzte Karte, die liegend auf den Tisch geworfen wird, nachdem sie allen Gefahren entrann, ist der Waag.

Die schönen symbolischen Bilder der alten Tarockarten sind längst durch banale Darstellungen verdrängt worden. Nur die Bilder von Bagat und Skis sind ziemlich gleich geblieben. Restens trägt der Narr ein kleines Abbild des Bagat auf der linken Hand; die Torheit läßt den Menschen tanzen. Und die Torheit ist die mächtigste Karte im Spiel. Sie trägt sogar den „Mond“, die Torheit befreit die Welt, sie ist stärker als alle Könige und Ritter der vier Farben, als die Kaiser und die Päpste, die früher auf den Bildern des Spiels eine große Rolle spielten.

Zur Torheit zählen aber die meisten Erfinder des Orakels auch alle Laster und Sünden, alle Verfehlungen gegen die Gelehe Gottes. Metaphorisch Karrenkleid auf alten Darstellungen ist nur ein Hinweis darauf, daß auch der Teufel als Tor der Toren betrachtet wurde. Seine Auflehnung gegen Gott war die große Torheit die alles Unglück in die Welt gebracht hat. In diesem Sinne ist auch der Skis der menschheitliche Teilhaber am Soziale. Er ist der ewige Feind, der immer den schwachen Menschen bedroht. Auch das Tarockspiel ist nur ein Sinnbild für den urreigen Kampf zwischen Himmel und Hölle. Die Erde ist die Grenze zwischen dem Reich Oben und dem Reich Unten. Über unserem Haupte wölbt sich der Himmel, unter unseren Füßen abt der Aharund, in dessen Tiefe das Höllenfeuer brennt. Und auf der Grenze zwischen oben und unten, auf der Erde, tanzt der Mensch.

Die Kartenspieler haben die mystischen Symbole des Tarock längst vergessen, wenn sie sie je gekannt haben. Sie sagen triumphierend Alimo an, ohne zu ahnen, daß sie damit den endlichen Sieg des Menschlichen über alles Teufelische ankündigen. Und wenn sie den Alimo verlieren, dann ärgern sie sich über das Reich im Spiel, ohne erschaudernd zu erklären, daß der verlorene Alimo nichts anderes bedeutet als die Überwindung des Menschlichen durch die Torheit und ihr Gefolge.

So könnte man das Tarock als das „Spiel der Menschen“ bezeichnen, und daselbe bedeutet auch das L'ombres-Spiel, bei dem freilich die Erinnerung an den Ursprung noch weit mehr vermischt worden ist.

Wie aus einer fabelhaften Patience ein bloßes Unterhaltungsstück geworden ist, ist unbekannt und unentdeckt. Die Ziacuner sollen das Tarockspiel in Europa,

vornehmlich in Österreich verbreitet haben. Aber die Quellen über das Aufstehen des Spieles sind unsicher und nicht zu kontrollieren. Es wäre jedenfalls eine interessante Aufgabe, einmal zu ergründen, wie aus einem tiefinnigen Profet ein banales Kartenspiel geworden ist. Weil ich hinter den Blättern in meiner Hand im dämmernden Dunkel der Geschichte gedehnt die alten Deutungen aufsuchen lebe, bin ich ein schlechter Tarockspieler geworden. Aber meine Partner wollen die Entschuldigung, daß ich während des Spieles an mythische Dinge denken muß, nicht gelten lassen. Und sie behaupten nach wie vor, ich hätte nicht das geringste Talent und würde das Spiel nie im Leben lernen. Damit können sie wohl recht haben. Denn was man in den ersten vierzig Jahren seines Lebens nicht gelernt hat, das wird man in den zweiten vierzig, wenn man sie erlernt, kaum noch lernen.

Welt und Wissen

Dinosaurier-Eier. Eine vom American Museum of Natural History in New York ausgerüstete Expedition hat in einer Wüste der Mongolei 25 Eier des Dinosaurus aufgefunden, deren Alter man auf 10 Millionen Jahre schätzen darf. Einige von diesen Saurieriern will das genannte Museum zum Verkauf stellen (besonders auf Anfragen von England und Australien hin). Die jetzigen Besitzer der Saurierier haben erklärt, daß nach Antertigung einer wissenschaftlichen Beschreibung des Hundes, nach Durchleuchtung der Eier und, wenn möglich, nach Herausnahme von Skeletten einige Eier zum Verkauf gestellt werden sollen. Die Kosten für die Expedition müßten aber dabei herauskommen. Da diese sich auf 50 000 Dollar belaufen, wird ein Dinojaursei für 2000 Dollar zum Verkauf gelangen.

Der Feuerfresser. Unter den Künstlern, die Gaukler und Jongleure seit uralter Zeit vorführen, befindet sich auch das Feuerfressen. Aber was wir davon auf Zirkusplätzen oder in Varietés zu sehen bekommen, ist doch nur ein sehr schwacher Abfall von der erstaunlichen Leistung, die die indischen Fakire oder die arabischen Marabuts vollbringen. Menschen, die im Geruch der Heiligkeit stehen und in erstarrender Verzückung alle Gefühle und Schmerzempfindungen verlieren. Dorothea Bod schildert in einem englischen Blatt das Auftreten eines solchen Feuerfressers in einem kleinen Ort Algiers. Wir treten in eine enge Hütte, in deren Hintergrund sich ein Vorhang befindet. Aus diesem tritt ein riesiger Mann heraus, in samaritanische weiße Gewänder gekleidet, und verbeugt sich gegen uns. Neben ihm steht eine Frau, ein junges schlankes Weib mit großen Augen und vielen silbernen Armbändern an den Armen und Hüftschellen. Sie hat den gewöhnlichen dünnen Schleier vor das Gesicht gebunden, aber wie er etwas hinuntergleitet, sehe ich, daß sie keine Nase hat. Ich frage unseren Führer Calim, und er sagt: „Es ist eine Komadin, eine Frau, die eigentlich gar nicht verkleidet zu gehen braucht. Wenn sie ihr die Nase abgeschnitten haben, werden sie schon guten Grund dazu gehabt haben.“ Meine Aufmerksamkeit wird von dem halberbohrten verstimmelten Gesicht auf den Rielen in dem weißen Gewand gelenkt, der sich jetzt zu den Klängen einer einseitigen Musik gewaltig vorwärts und rückwärts wirft. Er wendet sich wie in Krämpfen. Die Musik wird lauter und schneller; wilder und toller werden seine Bewegungen. Ein leuchtender Schaum erscheint auf seinen Lippen, denen sich Stöhnen und Schreien entringt. Blählich wirft er die Oberlider ab und hebt bis zur Taille nadend vor uns. Der Körper des Goliath ist über und über mit Narben und Wunden bedeckt. Mit tierischem Schreien reißt er ein Bündel glühender Kohlen aus dem lodernden Feuer und schlägt sich mit ihm über Brust und Arme. „Es ist schrecklich!“ flüsterte ich. „Warum tut er das?“ „Er fühlt es nicht“, sagt Calim ruhig, „er ist ein Marabut, ein Heiliger. Es kommt bald noch besser.“ Der Mann wirft die Kohlenbündel von sich und nimmt aus der Hand der Frau drei lange scharfe Nadeln, die er sich durch die Backen löst, so daß sie auf der anderen Seite des Gesichtes herausragen. Und nun hebt die Frau aus dem lodernden Feuer vorchtig mit der Zange ein Stück Eisen, das weißglühend ist und das sie dem Fanatiker vors Gesicht hält. Und der schreie, von den Nadeln gestochene Araber reißt mit Schreien und Grinsen seine Zunge heraus und legt an dem Eisen, das laut nicht und feinstäubt. „Er macht keine Sache an“, erklärt Calim mit Kennermiene. „Er ist ein großer Heiliger. Von Bistra bis Tugurt gibt es keinen größeren.“

Gesellschaft und Mode

Die Mode im neuen Jahr. Das neue Jahr bringt auch logisch mancherlei Neues in der Mode, das auf eine starke Veränderung in der Silhouette der eleganten Frau schließen läßt. Besonders macht sich dieser „neue Kurs“ im Hut bemerkbar. Statt der Glode, die tief in den Kopf hineingezogen wird, trägt man kleine Hüte, die lose und leicht auf dem Haar aufliegen. Die Garnierung mit Federn und Federn bevorzugt die leichtrecht emporklebende Richtung, während bisher sich alles möglichst nach unten richtete. Hüte mit Tufts von Reibfedern, die steif wie eine Kofache in die Luft ragen, sind jedenfalls ein Anblick, an den wir uns erst werden gewöhnen müssen. An Stelle des hohen Jockets tritt ein locker und anliegender gearbeitetes. Die Röde werden beim Promenadenalleid und beim Abendkleid merklich kürzer getragen und sind voller gearbeitet. Auch sehr schöne buntnarbige und altherbe Hütel treten wieder mehr hervor und machen der „Lächerlichen, der taublen Zeit“ ein Ende. An den neuesten Abendkleidern fehlen Schößen vollständig; der Ausschnitt ist ziemlich hoch, aber dieses Jugendknids wird durch vollständige Armellosigkeit nach Kräften wieder ausgeglichen.

10 Jahre „Gazet“. Unter ältesten deutschen Notendruck „Der Gazet“ tritt in das neue Jahr mit dem Schwunge einer besondern Jubiläumshilf, die in Wort und Bild die Zeit seines nunmehr 10-jährigen Erlebens und Schaffens auf dem Gebiete unserer Frauenmode wiedergibt. Wie die Damenwelt ihren „Gazet“ nach seinen Werte einschätzt, zeigt sich nicht nur in seiner großen Verbreitung in Deutschland, sondern auch darin, daß er außer in deutscher noch in fünf fremden Sprachen erscheint.

Technik und Wirtschaft

Die Glasierindustrie. Seit Jahrzehnten erfolgt eine Verteilung der Fette in der Welt, bei der die Hausmenge der menschlichen Ernährung und der kleinere Anteil der menschlichen Sauberkeit zumeist gebracht wird. Nachtrag und Fette stehen im Wettbewerb. Die Fette verbraucht die auf sie fallenden Fette nicht ganz, sondern nimmt nur die Fettäure und löst das Glycerin frei, das mit der Fettäure im Fette verbunden ist und seinen Weg in zahlreiche verschiedenartige Gewerbe findet. Am Krise aber trat in Deutschland, wie Erik Haber berichtet, wegen der chemischen Reichhaltigkeit der Artilleriemunition die nicht ohne Nitroglazerin auskom, ein gewaltiges Glasierbedürfnis auf, das aus dem Nebenprodukt der kleinsten Seitenfabrikation nicht zu decken war. Die ganz knapp gewordene Fettverfügung wurde schwer bedroht und fast wie durch ein Wunder dadurch gerettet, daß die wohl theoretisch entwendete, aber nicht fertig durchgearbeitete Biogene

der Gärorgänge den Deutschen plötzlich eine Arbeitswelt an die Hand gab, um statt des Alkohols Glycerin und Methanol aus der Zuckergärung zu gewinnen. Mit dem Kriegsende ist das Bedürfnis verschwunden, das diese glänzende Kuschelle ins Leben gerufen hat. Die Fette, die wichtige Grundlage der Volksgesundheit, trat wieder in ihr Recht, und das Glycerin wurde, wie früher, ihr nützlicher und ausreißender Trabant.

Massive Mahagoni-Möbel und Säuler. Massive Mahagonimöbel gibt es bei uns nur in der Phantase mancher Leute, denn kein gutes Mahagonimöbelstück ist jemals massiv. Die Platte eines Tisches oder Tisches wird im allgemeinen aus Lagen von weniger wertvollem Holz hergestellt und dann ein entsprechendes Stück des prächtigen Mahagonijurnier aufgelegt. So hergestellte Möbel können sich im Holz nicht werben und bieten doch die ganze Schönheit des maligen Mahagonis. Nur in der Heimat des Caobaholzes tief in den großen südlichen Wäldern Mexikos findet man massives Mahagoni. Dort werden Säuler, Kleintisch, Kanus in Jona Jänne aus Mahagoni hergestellt, weil es sich am leichtesten von allen Hölzern mit den primitiven Mitteln der Eingeborenen zu Brettern und Balken zerlegen läßt. Um eine Mahagonibühse zu erhalten, wird der Stamm waagrecht auf ein Gefäß gelegt, so daß einer oberhalb des Stammes steht, während der andere sich unter ihm befindet; beide lägen mit einer unarten gezeichneten Säge, die kreisförmig und aufsteigend das Holz in der Längsrichtung in raubem Schnitt zerteilt, man erhält so wenige rohe Bretter, die als Fußboden oder Seitenwände für das neue Haus verwendet werden.

Neue Bücher

Johannes Ebert: „Der Götterkrieg“, eine Erzählung aus Pommerns Vergangenheit (Franz Schneider Verlag, Berlin.) In dieser großformatigen Erzählung, die den Sturz einer alten, den Anhang einer neuen Welt mit Leidenschaft, Macht und Sicherheit behelzt, werden in Szenen von unübertroffener Schönheit und Pbontheit mit weicherhaltend beredeteren Tonalitäten ab Der Verfasser legt Vergangenes glaukt wiedererleben und wirft dabei über einen scheinbar unerschöpflichen Reichtum an Details und Spannungen, so daß man ihm willig bis zur letzten Seite der umfangreichen Prose folgt.

Erwin Feine: „Platz und ihr Student“, Roman (Rox Jbner Verlag, Kassel.) Erwin Feine, ein Substanzvoller, der, ist bisher durch das mehr auf Brill abgestimmte Tagbuch eines niedelischen „Balkens“ bekannt geworden. Seinen neuen Roman schreiben in der Darsicht der Unfälle und sprunke zu liegen. Ein deutsches Studentenschilder aus dem Proa der Gegenwart toll:

Spiele und Rätsel

Schach

469. P. A. Orimont.



Weiß: Kc1, Le2, Sg1, h3, Bd2, f4; Schwarz: Kh2, Lh1, Bf5, g2, g3. Matt in 3 Zügen.

470. Otto Dehler.



Weiß: Kb2, Db5, Lf2; Schwarz: Ka8, Lh1, h2, Bg3. Matt in 3 Zügen.

469. Der schwarze König im „Deflee“. Weiß kann einen, ja zwei seiner Offiziere opfern und ist immer noch übermächtig genug, um die schwarze Majestät von ihrer asthmatischen Bewegung durch ein selbes Ende zu erlösen. — 470. Wieder ein D- u. L-Problem. Diese beiden Figuren wirken wie eine Zange, wenn man den Griff kennt. Welcher Stein diesmal anzieht, ist klar, wohin, ist die Pointe. (Beide Aufgaben aus den Deutschen Schachblättern.)

Die Deutschen Schachblätter, Zeitschrift des Deutschen Schachbundes, Verlag Hans Hedewig's Nachf. Curt Roanier, Leipzig, Porthesstr. 10, vorzenden soeben Nr. 1 (1924) als Werbeheft für alle Schachfreunde, die den regen und reichen Pulsschlag des Schachlebens in aller Welt vernehmen wollen. Dem Schmollen und Drängen der Nur-Partiifreunde nachgebend, die ihre Ansprüche durch die dominierende Stellung des Problems in fast allen Schachzeitschriften geschmalert fanden und um auch anderseits den immer zahlreicher werdenden Freunden des Schachproblems fürder keinen Abtrag zu tun, sah sich der Verlag genötigt, nunmehr den Umfang der Monatshefte von 16 auf 32 Seiten zu vergrößern. So sind 19 wohlgeordnete ausgewählte Partien mit Stellungsbildern und 45 Schachprobleme aller Rich-

sch ab, aber den kühnen Kämpfern aber sich die Zurecht, die Verführung und Liebe über hoherefüllten Zwiespalt triumphierten müssen.

„Anleitung zur Menschenkenntnis“. Von Prof. Dr. C. Schulze. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig (1923.) Das wir von beiden des Dramas und der Geschichte reden, macht uns noch nicht in der Beurteilung des Alltagsmenschen lächer. Das ist aber nötig. Wie wir den Dichtern Anwendung geben, wie wir in Gesellschaften den Angestellten entgegenreten, wie wir im öffentlichen Verkehr uns benehmen, wird in der weitest gebrauchten Weise von unserer Menschenkenntnis oder Unkenntnis bestimmt. Nicht minder wichtig ist es zu wissen, welche Stellung der einzelne zu der Welt des Menschlichen einnimmt, sei es zu den Forderungen der Kunst und Wissenschaft, zu den Problemen der Gesellschaft oder zu den Fragen über die letzten Dinge und schließlich zu sich selbst. Ein ungeheures Erfahrungsmaterial ist in dem Buche gegeben, die Forderungen auf den einzelnen Kenner abzuheben.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. Von Professor Dr. O. Spann. 12. bis 15. Auflage. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Diese hervorragende Einführung in die Geschichte der Volkswirtschaftslehre, von der nunmehr bereits 50 000 Exemplare verbreitet sind, gehört zu den besten Büchern der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“. Unermüdlich ist sein Verfasser an der Arbeit, die neueste Ergebnisse der Forschung hineinzuwickeln und nach Bedarf die Darstellung zu erweitern. In meisterhaften Einzelbildern verleiht es Spann die größten historischen Systeme zu veranschaulichen, die besonders deutlich den Zusammenhang mit den philosophischen Lehren ihrer Zeit zeigen. In die Zeichnung jeder einzelnen nationalökonomischen Schule schließt sich eine Kritik ihrer Konzepte und Wiedergabe des gegenwärtigen Standes der Volkswirtschaftslehre zu diesen Theorien. Besondere Nachdruck legt Verfasser darauf, daß die ganze neuzeitliche Volkswirtschaftslehre samt dem Marxismus eine Frucht individueller, außerlicher Kultur ist. Das Verarmen dieses Denkens begreifen zu können und den Weg zurück zu den großen Führern der Zeit zu wissen, ist die Hauptaufgabe, die der Verfasser sich stellt.

Die soziale Versicherung des Deutschen Reichs. Ein schematischer Führer durch die Reichsversicherungs-erhebung und das Angehörigenerhebungsgezet nach dem neuesten Stand der Gesetzgebung. Von Hauptkonsultant Professor Dr. Ernst Kahn in Frankfurt a. M. (Verlag Frankfurt Societäts-Druckerei, S. m. b. H. Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Die Gesetzgebung der sozialen Versicherung ist gegenwärtig in der Verwirrung und unübersichtlich geworden, daß sich kaum der Fachmann, geschweige denn der Laie in diesem Gesetzgebungsbereich mehr orientiert. Diese Sachlage bietet einen günstigen Zeitpunkt für die Herausgabe eines schematischen Führers durch die soziale Versicherungs-gesetzgebung. Die Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung und die verständliche Schreibweise werden in Verbindung mit einem genauen alphabetischen Stichwortverzeichnis das Buch zu einem wertvollen Berater für alle machen, die berufsmäßig mit Fragen der Sozialversicherung zu tun haben.

tionen (direkte Matt, Selbstmatt, Feenschach) auf sauberen Diagrammen, Aufsätze und Mitteilungen der reiche Inhalt der handlichen Hfte, denen der Abonnent mit ungeduldiger Erwartung entgegensteht. Preis vierteljährlich 1.20 Mk.

Lösungen der Weihnachts-Schachrätsel.

459. 1. Le7. — 460. 1. Lb7 (Andere Läuferzüge, wie mehrmals angegeben, können leicht widerlegt werden.) — 461. 1. Td4, La5 (am besten); 2. Tb4, Sg3; 3. Sg3 (andere leicht). — 462. 1. Dd5, Kf5; 2. Dd5+, Kf6, g4; 3. Le5 ff, Dg5 ff; 1. ... b6, l5, g5; 2. Dd6+; 3. Le3 ff. — 463. Sf4 (Dieser schikanöse Zweifzuger war wirklich die härteste Nuß.) — 464. 1. Dg1. — Unter Berücksichtigung der Richtigkeit und Fixigkeit erhalten Preis: Die Herren 1. Pf. P. Cz., Schierstein; 2. Gustav Mohr; 3. Prof. Dr. B.; 4. R. Ekhardt, Schierstein (auch 465, 466); 5. H. Stock; 6. M. N. (auch 465, 466); 7. W. Weinmann, Geisenheim; 8. E. Körper; 9. Geschwister Fr. u. P. Anspach; 10. J. P. Jansen; 11. Fr. ? (Name unleserlich).

Diese Herren lösten alle Aufgaben richtig mit mehr oder weniger Ausführlichkeit; auch unser bewährter Meisterlöser und in jeder Hinsicht ältester Freund der Schachspalte, Herr Th. F. Schneider, der aber keinen Preis wünscht. Trostpreise erhielten die Herren C. Lieser, Schierstein, dessen Lösungen mit den ersten einlefen, doch scheitert 460. 1. Lg6 an Te3; 463. 1. Dh5 an Sg4; H. Steinhauer, Biebrich (auch 465, 466); 464. 1. Dd3? Die Buchpreise, soweit sie nicht direkt in die Hände der Gewinner gelangen, können auf der Tagblatt-Zentrale abgeholt werden. Fern r gingen noch richtige Lösungen ein von den Herren: Fr. Schäfer (469, 460, 461, 461), bei 464 scheitert 1. Dd3 an Td5; M. L. (459, 461, 462); Aug. Schw. (461). — Für die vielfach mildegesandten Grüße und Wünsche besten Dank und herzlichste Erwidlung.

Rätsel

Problem „Der Redner“.



Pyramidenrätsel. Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so umzustellen, daß die wagrecht liegenden ergeben: 1. Buchstabe, 2. Raubvogel, 3. italienische Stadt, 4. deutsches Seebad, 5. Ins-kt. Die beiden Seiten der Pyramide ergeben dann ein Zeitmaß und eine deutsche Stadt.

Die Namen der zehn ersten Ein-sender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 4: Bilderrätsel: Haben ist besser als kriegen. — Städte-Silbenrätsel: Marschalstab, Uhu, Eber, Nehrung, Cid, Herder, Egge, Nantes, Hasard, Amalio, Minden; München, Hamburg, Dresden. Richtig gelösende sandten ein: Emilio Aberle u. Fophe Karibach, W. u. H. v. C., Günter Kossch, Loony Fritze, Karl u. Hans Hattel, Walter Giersch, G. u. v. C. u. K. u. C., Karl Mansfeld, Martin Plsch, Heiner Schmalzberger, Loni u. G. G., Elisabeth Weid, Heinrich Wenz, 24. 11. in Wiesbaden; Rudolf Köster in Weiblich a. R.; Adolf Pütz in Sonnenberg.